

Ein Original aus der guten, alten Zeit

Autor(en): **Hodler, Emma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 19

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lawinenzug gerichtet; die Schneide kommt aufwärts zu stehen: so teilen sich die Grundlawinen, die gegen die Gebäude fallen, an der Spitze dieser Pfeile, wie die Thalleute sie heißen, und gleiten unschädlich an den Seiten der Häuser vorbei; auch die Gewalt der Staublawinen bricht sich zum Teil an ihnen.“

Unsere beiden Bilder stellen solche Bauten aus dem Wallis und Graubünden dar.

Wenn man von der Furka oder der Grimjel der jungfräulichen Rhone entlang in das Wallis niedersteigt, so gelangen wir zuerst nach Oberwald. Rechts am Eingange ins Dorf liegt die Kirche, die wie nebenstehendes Bild zeigt, an der Bergseite ein Gemäuer in der Höhe des Dachfirsts angebaut enthält. Früher war dieses Gemäuer („G'mür“ wird es in Oberwald genannt) innen hohl, wurde aber durch die Gewalt der Lawine eingedrückt, weshalb man dasselbe später massiv machte, und nun widersteht es dem stärksten Anprall.

Das zweite Bild zeigt das Haus „zum Börd“ in St. Antönien im Prättigau, mit dem „Ebenhöch“ an der Bergseite. Das Haus ist das ganze Jahr bewohnt, es muß aber kein angenehmes Gefühl sein, wenn die Lawine den Insassen über den Kopf hinwegtracht. Die Bewohner wissen hierüber haarsträubende Geschichten zu erzählen.

An andern Orten sucht man die Gebäude dadurch zu sichern, daß man sie bergwärts in die Erde baut oder in den Schutz eines Felsens stellt. In Saas-Grund sind auf der Hinterseite einiger Häuser kellerartige Gewölbe in den Berg gebaut, wohin sich die Bewohner flüchten, wenn Gefahr im Verzuge ist. Daß hierbei manch' Gnadengebet zum Himmel hinaufsteigt, ist begreiflich. Der Leser möge sich in die Lage dieser mit der Allgewalt der Natur kämpfenden Bewohner hinein versetzen.

H. G. Stebler, Zürich.

Ein Original aus der guten, alten Zeit.

Humoreske von Emma Hodler, Bern.

Moos-Jsech nannten ihn die Dörfler. Getauft war er Jsak und mit Vaternamen hieß er Moos. Klug war er nicht, dafür aber besaß er eine Dummischlauheit, vor welcher die größte Weltklugheit zu Schanden wurde. Ein Spatzvogel verglich sein breites Gesicht mit einer blinden „Sackuhr“, denn wie eine solche hatte es zwar wohl einige Zifferzeichen, wie Augen, Nase, Mund — aber nicht die mindeste Ausdrucksfähigkeit. Sein Vater, der alte Moos, war ein wohlhabender Oberhaslebauer, der außer diesem unnützen „Schlabi“ noch zwei besser begabte Söhne besaß und sich um Jsaks Erziehung durchaus nicht kümmerte.

Als Jsak in die Kinderlehre ging, sollte er dem Herrn Pfarrer ein Kapitel aus der Bibel vorlesen, brachte es aber nicht über die erste Silbe hinaus.

„Ei, ei, Jsak,“ sagte der freundliche alte Herr und blickte den dicken Jungen über die Brille hinweg an. „Jetzt gehst du bald zehn Jahre in die Schule und kannst nicht lesen.“

„Wohl, Herr Pfarrer, daheimen chan i läsen.“

Der Pfarrer lächelte. „Desto besser, dann komme ich nächstens zu dir heim.“

„Denn bin i grad nit daheimen, Herr Pfarrer.“

„Wo bist du denn, wenn ich zu dir möchte?“

Jsak begann sich ein wenig. „Denn bin i uf der Alp,“ rief er fröhlich.

„Gut,“ schmunzelte der alte Seelsorger, „da hinauf kann ich auch noch steigen. Laß es mich wissen, sobald du droben bist, ich werde dich dort besuchen.“

Moos-Jsech nickte, nahm sich aber fest vor, sich nicht finden zu lassen. Der Pfarrer aber hielt Wort. Eines schönen Herbstmorgens steckte er etwas Proviant und seine Bibel in die Botanisierbüchse und stieg auf die Alpweide, wo Jsak dem Hüteramt über die Röhre seines Vaters oblag. Jsak vergnügte sich eben damit, auf dem Rücken liegend den Horizont anzugucken, und diese Beschäftigung nahm ihn so in Anspruch, daß er den Pfarrer nicht eher bemerkte, als bis er diesen rufen hörte: „Strenge dich doch nicht so an, Jsak, du kriegst sonst Rückenweh.“

Jsak richtete sich auf, sah den Pfarrer und fing fürchterlich zu heulen an.

„Was gibst's? Was hast du?“ fragte der Pfarrer.

„Grifelt, grifelt Hunger han i.“

„O du armer Schluß! Hast du heute noch nichts gegessen?“

„Wohl, Röst het mer z'Morgen bracht.“

„Was denn?“

„Nid wann (nichts als) es Chübeli voll Mues und es Mäckerli Zwetschgenbrei und nid wann siebenzächen groß Härdböpfel, d's andere alls chlyn.“

„Und das hast du alles verschlungen?“

„Ja — nid wann das.“

„So hoffe ich, du habest Kraft genug, mir jetzt deine Künste im Lesen zu zeigen.“

„Wenn i a Brillen hätt. Ohni Brillen chan i nit.“

„Hier — seze meine auf.“

Aber Jsak war auch jetzt noch nicht um eine Ausflucht verlegen. Er schob des Pfarrers Brille mit den Worten zurück: „In der Brillen kennen mi d'Chüh nit und lousen furt.“

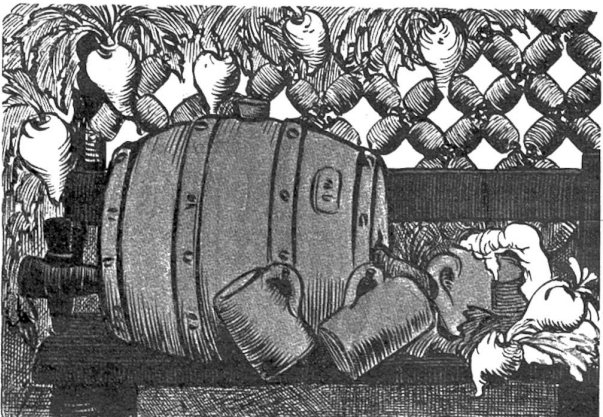
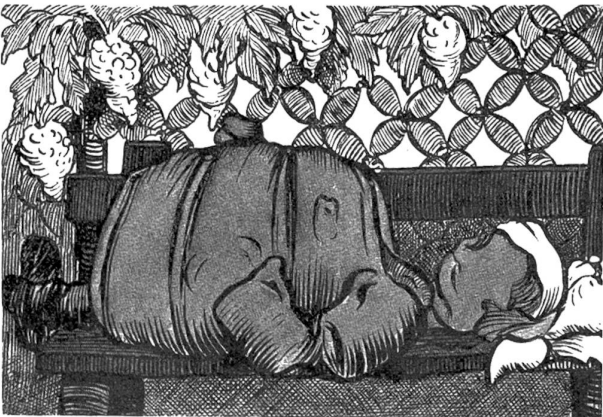
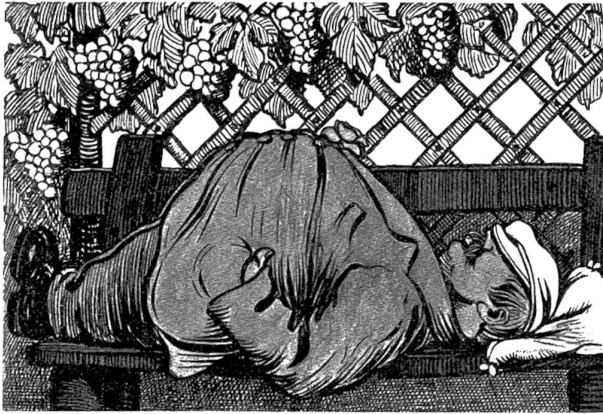
„Jsak, Jsak! Wenn du deinen Verstand zum Guten anwenden wolltest, statt zu faulen Flunkereien, so könnte noch was aus dir werden.“ Und der Pfarrer stand von seinen Versuchen ab.

So wurde Moos-Jsech in den Bund der erwachsenen Christen aufgenommen, ohne daß er einen Buchstaben des Alphabets kannte. Zu jener Zeit war der Schulbesuch noch nicht obligatorisch, was — wie man sieht — der natürlichen Entwicklung gewisser Schlaufköpfe durchaus nicht hinderlich war.

So flossen ein paar Jährchen in träger Ruhe dahin. Dann kam plötzlich eine Zeit, wo Jsak nicht mehr vollkommen befriedigt war, wenn er auf dem Rücken liegen konnte, im Winter auf dem Ofen, im Sommer im Gras. Es fehlte ihm etwas, aber er wußte nicht was. Er suchte — fand alle seine Siebenjachen, die Pfeife, das Taschenmesser, den Geldbeutel, den Stof — fand alles — nur das Ding nicht, für welches seine Sprache keinen Namen hatte.

Unter diesem Suchen kam der erste Sonntag im Mai, wo im Landhaus getanzt wurde. Die Musik drang bisweilen in Strömen bis zu der blumigen Wiese hinauf, wo Jsak lag. Die Sonne lachte, die Blumen dufteten, die Vienen summten, alles wie sonst. Aber diese Musik! Die störte ihn in seiner trägen Beschaulichkeit — lockte ihn hinweg — zog ihn ins Dorf.

Eine Menge junger Leute trieben sich ums Landhaus herum. Die Bursche standen auf der Terrasse, als hätten sie dort Wurzeln gefaßt, die Mädchen flatterten um die Ecken des Hauses, oder guckten zu den Fenstern des Tanzsaals heraus. Jsak, die brennende Pfeife im Munde, glockte umher, und als ein kuratschierter Uhrenmachergefelle die Treppe hinauf sprang, stolperte er ihm schwerfällig nach. Da begegnete ihm etwas Seltsames, Geheimnisvolles. Am Fenster stand ein Mädchen. Der Uhrenmacher holte es zum Tanz. Moos-Jsech fiel es wie Schuppen von den Augen. Das war ja das Wesen, welches ihm gefehlt hatte, dasselbe Ding, welches er schon so lange suchte. Die war's, mit welcher der Uhrenmacher tanzte — die war's — und keine Andere. Sie hatte ein rosiges Gesichtchen, hatte lachende Augen, und unter dem roten Kopfschiff guckten flachsblonde Zöpfe hervor. Das kurze, schwarze Nieder und der weißwollene, feingefaltete Haslebergerröck schmiegt sich so weich um die biegsame Gestalt — und wie sie sich im Tanze hingebend an ihren Tänzer lehnte, da wurde es Jsak siebendheiß ums Herz und er hätte den Uhrenmacher nieder schlagen mögen. Bei der ersten Tanzpause ging er zu dem Mädchen, riß es an der Hand und, um seine Verlegenheit zu verbergen, qualmte er dabei so stark aus seiner Pfeife, daß

Die Schweizer
124718

Traum des Herrn Süßerli. Eine Metamorphose.

sein Gesicht hinter dem Tabakrauch verschwand. Aber Kaspars Anni — so hieß das Mädchen — entzog sich ihm, lachte ihn aus und sagte: „Wenn d'ehnder cho wärst. I ha schon dem Uhrenmacher versproche.“

„Gäll Isech, wärst o ne Uhrenmacher,“ hänfelten die andern Bursche.

Moos-Isech drückte sich beschämt zum Tanzsaal hinaus, lief auf eine Matte, legte sich ins Gras — und weinte. Am folgenden Tage verkündete er seinem Vater, er wolle nach „Schoderfong“ reisen und dort die Uhrenmacherei erlernen.

„Bin dir nit derwider,“ sagte dieser. „Guet wär's, wenn d'endlich g'lehrig würd'st.“

Also wanderte Isech nach La Chaux-de-Fonds, kam aber schon nach acht Tagen zurück. Als ihn die Leute neckend fragten, ob er die Uhrenmacherei nun verstehe, antwortete er: „Alwäg! I bin ja drei Buchen weniger als a Monet im Wäletsche glyn.“

„Wir wollen's ihm reisen,“ sagten die Dorfbuben und gingen hin und verbarben das Uhrwerk von Kaspars „Stubenzeit“. Darauf brachten sie Moos-Isech die Botschaft, daß Kaspars Anni ihn nehmen wolle, wenn er imstande sei, die Uhr zu kurieren.

Hocherfreut nahm Isech „das Zeit“ in Behandlung, zog es auf, rückte die Zeiger, setzte den Pendel in Bewegung — aber das Uhrwerk kam nicht in Gang. Da schaute Isech die alte Patientin von allen Seiten an, schüttelte den Kopf und ließ folgenden Drakelspruch hören:

„Ja, da ist halt nid z'machen, der Uhr fehlt's inneweg“ (inwendig).

So kam Isech um den Traum seiner Jugend, um Kaspars Anni, die kurz darauf mit dem hübschen Uhrenmacher „verkönden“ ließ.

Moos-Isech blieb ledig, und noch in seinen alten Tagen erzählte er den Leuten:

„D's schönst Meitli hätt mi wellen hürathen — aber es ist halt nid z'machen glyn.“

Ein Gesicht.

Nich jagten der Sorge Gespenster
Hinaus in die leuchtende Nacht.
Just ward ein goldenes Fenster
Am Himmel aufgemacht.

Das tote Schwesterlein schaute
Heraus wie ein Heiligenbild;
Mein Auge übertante
Von Thränen leis und mild.

Ich bat: o kömmt' ich mich ringen
In deine selige Ruh'! —
Da löste der Engel die Schwingen
Und warf sie lächelnd mir zu.

Sie fielen und glitten so sachte
Hinab den unendlichen Raum;
Ich reckte den Arm und erwachte
Aus meinem seligen Traum.

Noch konnte ich nicht erkunden,
Wohin der Wind sie geweht;
Vielleicht, wenn die Schwingen gefunden,
Ist es zum Fliegen zu spät.

Juvenis, Zürich.